

Feinde oder Freunde

Autor(en): **Adams, Henry**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **20 (1952-1953)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759339>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

FEINDE ODER FREUNDE

Von Henry Adams

Henry Adams (1838—1918), Sproß einer Bostoner Familie, die den Vereinigten Staaten zwei Präsidenten, mehrere Diplomaten und Wissenschaftler schenkte, hat am Ende seines Lebens eine (in der dritten Person geschriebene) Autobiographie verfaßt, die, zunächst nur für einen kleinen Freundeskreis bestimmt, nach dem Tode des Autors rasch den Rang eines klassischen Werkes der amerikanischen Literatur einnahm. «The Education of Henry Adams» sollte, zusammen mit dem 1904 geschriebenen Buch «Mont St. Michel and Chartres», der Erhärtung einer geschichtsphilosophischen Lieblingsidee Adams' dienen: in der Einheit der mittelalterlichen Kultur und in der Ziellosigkeit seiner eigenen Zeit, wie sie sich in seinem persönlichen Leben spiegelte, sah Adams Auswirkungen eines Gesetzes, dessen Grundzüge ihm die Naturgeschichte lieferte. Doch bietet das Buch, wie Henry Lüdecke schreibt, «mehr als nur die These, die es trägt, und enthält neben der Fülle wertvollen Erinnerungsgutes in der oft noch aufschlußreicheren Beleuchtung eines der eigenwilligsten und scharfsichtigsten Geister des Jahrhunderts eine Reihe von Charakterbildnissen, die von größtem künstlerischen wie historischem Interesse sind». Das hier zum Abdruck gelangende Kapitel berührt die Zeitspanne, da Henry Adams als Sekretär seines Vaters Charles Francis Adams, des damaligen amerikanischen Gesandten in London, die vielleicht kritischsten Jahre in der Geschichte der Vereinigten Staaten an vorderster diplomatischer Front miterlebt. Charles Francis' Geschick gelang es, während des Sezessionskrieges die drohende bewaffnete Intervention des dem Präsidenten Lincoln feindlichen England zu verhindern und damit den Bestand der Vereinigten Staaten zu sichern.

«Die Erziehung des Henry Adams» wird demnächst in der Manesse Bibliothek der Weltliteratur in der Uebersetzung von Jonas Lesser erscheinen.

An das Jahr 1862 konnte Henry Adams nie ohne Schauer zurückdenken. Der Krieg allein beunruhigte ihn nicht sonderlich; obgleich noch ein junger Mann, war er doch schon daran gewöhnt, Menschen im Blut waten zu sehen, und er konnte in der Geschichte deutlich beobachten, daß der Mensch von Anfang an im Blutvergießen sein Hauptvergnügen gefunden hatte. Aber die wilde Zerstörungslust verlangt bestenfalls, daß man töte, was man haßt, und der junge Adams haßte seine Freunde, die Rebellen, nicht, noch wünschte er sie zu töten, während er nichts so sehr wünschte, wie England von der Erde auszutilgen. Nie konnte etwas Gutes von dieser törichten Rasse kommen! Er versuchte matt, sein eigenes Leben zu retten; jeden Tag drängte die britische

Regierung ihn mit Absicht einen Schritt weiter ins Grab. Er konnte es sehen, die Gesandtschaft wußte es, niemand bezweifelte es, niemand dachte daran, es in Frage zu stellen. Die Trent-Affäre bewies, wo Palmerston und Russell standen. Die Flucht der Rebellenkreuzer aus Liverpool schien dem jungen Menschen kein Zeichen von Unschlüssigkeit, sondern ein Beweis dafür, daß die englische Regierung entschlossen war, zu intervenieren. Lord Russells Antwort auf Mr. Adams Noten waren unhöflich in ihrer Gleichgültigkeit und, nach der Meinung eines reizbaren jungen Privatsekretärs von vierundzwanzig Jahren, unverschämt in ihrer Mißachtung der Wahrheit. Was immer man in der Oeffentlichkeit für Redensarten gebrauchte, um die herausfordernde Härte zu mildern, im stillen zögerte kein Gegner in England und wenige politische Freunde, unverblümt zu erklären, daß Lord Russell log. Das war kein schlimmer Vorwurf, da jeder Staatsmann mehr oder weniger log; aber die große Wut des Privatsekretärs entsprang seinem Glauben, daß Russells Form der Verteidigung seine Absicht, zu töten, verschleierte. Nicht einen einzigen Augenblick konnte die Gesandtschaft frei atmen. Die Ungewißheit war schrecklich und unerträglich.

Der Gesandte ertrug sie ohne Zweifel, aber er hatte Hilfe und Abgeklärtheit, während sein Sohn an nichts denken konnte als an seine Freunde, die unter McClellan in den Sümpfen um Richmond meist zugrunde gingen, oder an seine Feinde, die in Pall Mall jubelten. Er ertrug alles, so gut er konnte, bis zur Mitte des Sommers; aber als die Meldung von einem zweiten Bull Run bekannt wurde, konnte er es nicht länger ertragen, und nach einer schlaflosen Nacht, in der er in seinem Zimmer auf und ab gegangen war, ohne daran zu denken, daß seine Eltern unter ihm schliefen, gab er beim Frühstück seine Absicht bekannt, heimzukehren und in die Armee einzutreten. Seine Mutter schien weniger beeindruckt von seiner Ankündigung als von seinen nächtlichen Schritten über ihrem Kopf. Das war so ungewöhnlich, daß es ihren Sohn überraschte. Auch sein Vater nahm die Mitteilung ruhig auf. Sie hatten sie zweifellos erwartet und ihre Maßnahmen im voraus getroffen. In jenen Tagen waren Eltern an allerlei Ankündigungen ihrer Kinder gewöhnt. Mr. Adams nahm den Abfall seines Sohnes so auf, wie er Bull Run aufgenommen hatte; aber sein Sohn bekam nie Gelegenheit, zu gehen. Ueberall, fand er, erhoben sich Hindernisse auf seinem Wege. Die Warnungen seines Bruders Charles, der selbst in der Potomac-Armee war und auf dessen Meinung Henry immer das größte Gewicht gelegt hatte, hatten viel mit der Hinauszögerung zu tun; aber er

fühlte auch selbst, wenn er seinen Posten in London verließ und die erhofften capuanischen Genüsse in Virginia fand, wo er nur gefährlichen Kugeln begegnen würde, so würde er es sich nie vergeben, seine Eltern allein als Opfer der Raubtiere im britischen Amphitheater zurückgelassen zu haben. Diese Ueberlegung hätte ihn vielleicht nicht zurückgehalten, aber seines Vaters Andeutungen entschieden die Frage. Der Gesandte führte aus, daß es zu spät für ihn sei, am wirklichen Kampfe noch teilzunehmen, und daß sie alle längst vor dem nächsten Frühling zusammen nach Hause reisen würden.

London war besonders in einer Hinsicht ganz außer sich; es schuf sich ein Schreckgespenst und verlieh ihm die Gestalt Abraham Lincolns, und dahinter stellte es einen zweiten Dämon, einen vielleicht noch teuflischeren, und nannte ihn Mr. Seward. In Hinsicht auf diese beiden Männer schien die englische Gesellschaft verrückt. Verteidigung war zwecklos, Erklärung vergeblich; man konnte die Leidenschaft nur sich selbst erschöpfen lassen. Die besten Freunde waren so unvernünftig wie die Feinde, denn der Glaube an des armen Mr. Lincoln Roheit und Swards Grausamkeit wurde zu einem Dogma der öffentlichen Meinung. Henry Adams sah Thackeray zum letztenmal vor seinem plötzlichen Tode zu Weihnachten 1863, als er zu einem abendlichen Empfang zu Sir Henry Holland ging. Thackeray zog unten an der Treppe lachend seinen Mantel an, weil er in seiner gewöhnlichen Zerstretheit in das falsche Haus geraten war und dies nicht bemerkt hatte, bis er Sir Henry die Hand schüttelte, den er sehr gut kannte, der aber nicht der von ihm erwartete Gastgeber war. Dann jedoch änderte er den Ton, als er von Adams' Freundin, Mrs. Frank Hampton in Südcarolina, zu sprechen begann, die er als Sally Baxter geliebt und als Ethel Newcome porträtiert hatte¹. Obgleich er ihr ihre Ehe nie ganz verziehen hatte, belebte sich die Wärme seines Gefühls wieder, als er erfuhr, daß sie in Columbia gestorben war und daß man ihren Eltern und ihrer Schwester die Erlaubnis verweigert hatte, die Kampflinie zu überschreiten, um sie noch zu sehen. Thackerays Stimme zitterte, während er davon sprach, und seine Augen füllten sich mit Tränen. Die wilde Grausamkeit Lincolns und seiner Mietlinge war ja berüchtigt. Er zweifelte nie daran, daß die Nordstaatler es sich zur Regel machten, die zartesten Gefühle der Frauen — besonders der Frauen — zu verletzen, um ihre Gegner zu strafen. Auf durchaus ungenügende Beweise hin brach er in heftige Vorwürfe aus. Wenn Adams die Beweise

¹ In dem Roman «The Newcomes».

für die Unrichtigkeit dieser Vorwürfe in der Tasche gehabt hätte, so wäre es zwecklos gewesen, sie zu zeigen. Damals brauchten Thackeray und die ganze Londoner Gesellschaft mit ihm eine Erleichterung ihrer Nervenspannung, indem sie ihre Erregung offen bekundeten; denn wenn Mr. Lincoln nicht das war, wofür sie ihn hielten — was waren dann sie?

Aus tausend Gründen war das Haus Lord Palmerstons das beste diplomatische Haus in London, während das Lord John Russells eines der schlechtesten war. Von keinem der beiden Gastgeber konnte der Privatsekretär etwas wissen; er hätte ebensogut erwarten können, den Dalai Lama zu kennen. Lord Palmerston war der letzte Mann in London, dessen persönliche Bekanntschaft ein vorsichtiger Privatsekretär sich wünschte. Es mag vielleicht andere Ministerpräsidenten gegeben haben, die unter Diplomaten ebensoviel Mißtrauen erregten wie Palmerston; doch zögerte man, sich zwischen Palmerstons und Russells Wort zu entscheiden, und sammelte jahrelang Erfahrungen, um zu ermitteln, ob und wie weit man einem von ihnen trauen konnte. Die Königin selbst drückte in ihrem berühmten Memorandum vom 12. August 1850 ihre Meinung über Palmerston in Worten aus, die sich wenig von denen unterschieden, die Lord John Russell gebraucht hatte, und sowohl die Königin als auch Russell sagten im wesentlichen nur, was Cobden und Bright in privaten Gesprächen sagten. Jeder Diplomat stimmte mit ihnen überein, doch der diplomatische Maßstab der Glaubwürdigkeit schien ein anderer zu sein als der parlamentarische. Kein berufsmäßiger Diplomat beunruhigte sich über Unwahrheiten. Worte waren für sie Ausdrucksweisen, die von Individuum zu Individuum wechselten; aber Lügen waren mehr oder weniger gegenüber allen notwendig.

Diplomaten haben kein Recht, sich über bloße Lügen zu beklagen; es ist ihre eigene Schuld, wenn sie trotz ihrer Ausbildung sich von diesen Lügen täuschen lassen. Aber sie beklagen sich bitter über Fallen. Man glaubte, daß Palmerston Fallen legte; er war das *enfant terrible* der britischen Regierung. Andererseits glaubte man, daß Lady Palmerston gut und loyal war. Alle Diplomaten und ihre Frauen schienen so zu denken und brachten ihre Sorgen zu ihr in dem Glauben, daß sie ihnen helfen wolle. Hauptsächlich aus diesem Grunde waren ihre Empfangsabende — man nannte sie *Saturday Reviews* — sehr beliebt.

Die kleineren Leute der Gesandtschaften waren dort zugelassen oder geduldet, ohne daß man sich weiter bemühte, ihre Anwesenheit zur Kenntnis zu nehmen. Sie freuten sich aber dennoch darüber, weil sie selten anderswo geduldet wurden, während sie dort

wenigstens in einer Ecke stehen und einen Bischof oder gar einen Herzog sehen konnten. Das war der gesellige Zeitvertreib des jungen Adams. Niemand kannte ihn, nicht einmal die Lakaien. Bei seinem letzten Besuch in Cambridge House nannte er wie gewöhnlich seinen Namen unten an der Treppe und war recht verwirrt, als er sich als «Mr. Handrew Hadams!» angekündigt hörte. Er versuchte dies zu verbessern, und der Diener rief lauter: «Mr. Hanthony Hadams!» Etwas erregt wiederholte er die Korrektur und wurde schließlich als «Mr. Halexander Hadams» angekündigt, und unter diesem Namen machte er zum letztenmal seine Verbeugung vor Lord Palmerston, der ihn sicherlich nicht kannte.

Schon unten an der Treppe hörte man Lord Palmerstons Gelächter, wie er neben der Tür stand, die Gäste zu begrüßen, und wahrscheinlich mit einem seiner Anhänger sprach, Delane, Borthwick oder Hayward, die man bestimmt in seiner Nähe finden konnte. Das Gelächter war gewöhnlich, mechanisch, hölzern und schien seine Gesichtszüge nicht zu verändern. «Ha!... ha!... ha!...» Jede Silbe war ein langsamer, bedächtiger Ausruf, immer derselbe Ton, wie wenn er sagen wollte: «Ja!... ja!... ja!» im Sinne einer Beteuerung. Es war ein Gelächter aus dem Jahre 1810 und der Zeit des Wiener Kongresses. Adams hätte sehr gerne einen Augenblick haltgemacht und ihn gefragt, ob William Pitt oder der Herzog von Wellington so gelacht habe; aber junge Menschen, die ausländischen Gesandten zugeteilt waren, richteten überhaupt keine Fragen an Palmerston und ihre Chefs nur so wenige wie möglich. Man machte die übliche Verbeugung und empfing den üblichen höflichen Blick; dann ging man zu Lady Palmerston, die immer freundlich war, aber keine Worte verschwendete, und weiter zu Lady Jocelyn und ihrer Tochter, die gewöhnlich etwas Freundliches zu sagen wußten. Und dann ging man durch das diplomatische Korps, Brunnow, Musurus, Azeglio, Apponyi, Van de Weyer, Bille, Tricoupi und die anderen, um schließlich einem Literaten in die Hände zu fallen, der dort so fremdartig wirkte wie man selbst. Der Verlauf des Abends war fast immer derselbe. Es gab keinerlei Unterhaltung. Wären diese Veranstaltungen nicht die einzige Abwechslung in der verzweifelten Isolierung dieser ersten zwei Saisons gewesen, so hätten selbst Sekretäre sie beinahe genau so mechanisch gefunden wie ein Lever im St.-James-Palast.

Lord Palmerston war nicht Außenminister, sondern Ministerpräsident; aber er liebte die Außenpolitik und konnte dem Reiz eines diplomatischen Erfolges genau so wenig widerstehen wie dem Gewinn einer Partie Whist. Die Gesandten der auswärtigen

Mächte, die seine Gewohnheiten kannten, suchten sich ihn vom Leibe zu halten, und um dies zu können, mußten sie dem wirklichen Außenminister Lord John Russell den Hof machen, der am 30. Juli 1861 in den Grafenstand erhoben worden war.

Genau wie Brunnow vorausgesagt hatte, nahm Lord Palmerston schließlich einen Anlauf, so unerwartet wie immer und ungestümer, als ob er noch immer ein Privatsekretär von vierundzwanzig gewesen wäre. Nur ein Mann, der zur Zeit der Schlacht bei Trafalgar jung gewesen war, konnte so frisch und lebhaft sein; aber der Gesandte Adams war nicht in der Lage, mit einem achtzigjährigen Jüngling zu sympathisieren, und sah sich einer so kritischen Gefahr gegenüber wie seine vielen Vorgänger. Als der Privatsekretär eines Nachmittags im Juni 1862 mit seinem Vater von irgendeiner gesellschaftlichen Veranstaltung heimkehrte, fand dieser eine amtliche Note auf seinem Schreibtisch vor und las sie schweigend. Dann sagte er kurz: «Palmerston sucht Händel!» Das war der Zwischenfall im wesentlichen, wie er ihn sah. Palmerston suchte Händel; man durfte ihn nicht gewähren lassen, man mußte ihm Einhalt gebieten. Der Streitpunkt war General Butlers berühmte Frauenverordnung in New Orleans; aber das eigentliche Motiv war der Glaube an Präsident Lincolns Roheit, der in englischen Köpfen so tief Wurzel geschlagen hatte. Der Gesandte, der Palmerstons Gewohnheiten kannte, hielt es für ausgemacht, daß dieser einen diplomatischen Erfolg einzuheimen gedachte, indem er jene amtliche Note im Parlament vorlas. Wenn er dies sofort tat, so war der Gesandte verloren; die Händel waren da, und Palmerston hatte ein weiteres Opfer seiner Popularitätssucht gefunden.

Der Augenblick war aufregend — der bei weitem kritischste Augenblick in der Geschichte der amerikanischen Diplomatie, soweit der Privatsekretär die Dinge beurteilen konnte. Aber der Zwischenfall gehört der Geschichte an, nicht der Erziehung, und kann dort nachgelesen werden, wenn man Lust dazu verspürt. Als ein Teil der Erziehung Henry Adams' hatte er einen von seinem geschichtlichen Interesse unabhängigen Wert. Daß es seinem Vater gelang, Palmerston den Mund zu verschließen, ohne einen öffentlichen Skandal zu erregen, genügte diesem; aber es genügte dem Privatsekretär nicht, der gerne ins Cambridge House ging und sich Mühe gab, Widersprüche aufzulösen. Daß Palmerston Händel gesucht hatte, war offensichtlich. Warum aber willigte er so fügsam ein, sich zum Opfer dieser Händel machen zu lassen? Der Briefwechsel, der jener Note folgte, war von seiner Seite so schwächlich geführt, und er duldete es, daß der Gesandte der Vereinigten Staaten sich schließlich weigerte, weitere Mitteilungen

von ihm entgegenzunehmen, die nicht durch Lord Russells Hände gegangen waren. Dieser Schritt war ungewöhnlich ernst, denn er bedeutete den Abbruch sowohl der privaten wie der öffentlichen Beziehungen und brachte sogar den Privatsekretär um seine Besuche im Cambridge House. Lady Palmerston tat ihr Bestes, aber sie und Mrs. Adams fanden keinen anderen Ausweg als Tränen. Sie hatten es mit einem amerikanischen Gesandten zu tun, der aufs äußerste bestürzt war. Nicht daß Mr. Adams die Geduld verloren hätte, denn nie fühlte er die Verantwortung schwerer und nie war er ruhiger; aber er konnte keine andere Möglichkeit sehen, seine Regierung zu schützen (von ihm selbst zu schweigen), als indem er Lord Russells Dazwischentreten erzwang. Er glaubte, daß Palmerstons Unterwerfung und Schweigen auf Russell zurückzuführen waren. Vielleicht hatte er recht; damals zweifelte auch sein Sohn nicht daran, obgleich er später nicht so sicher war. Palmerston suchte Händel, und sein Motiv schien klar; aber als die Händel da waren, zog er sich wieder zurück; es schien, daß er sie aus irgendeinem Grunde nicht suchte — im Augenblick wenigstens nicht. Nie, weder damals noch später, ließ er irgendwelche Zeichen des Grolls gegen Mr. Adams sehen. Nie wieder suchte er Händel mit ihm. So unglaublich es auch scheinen mochte, er behaß sich wie ein wohlherzogener Gentleman, der sein Unrecht einsah. Wahrscheinlich war dieser Wechsel auf Lord Russells Vorstellungen zurückzuführen; aber der Privatsekretär hätte seine Erziehung in der Politik für vollständiger gehalten, wenn er sich je endgültig darüber schlüssig geworden wäre, ob Palmerston mehr General Butler zürnte oder über sich selbst ärgerlich war, weil er etwas verübt hatte, was jedenfalls eine unverzeihliche Bêtise war.

Damals wurde diese Frage kaum aufgeworfen, denn niemand zweifelte an Palmerstons Haltung oder Plänen. Die Saison näherte sich dem Ende, und Cambridge House schloß seine Pforten. Die Gesandtschaft hatte genug Sorgen, um daran zu denken, noch weitere ans Tageslicht zu bringen. Die Wogen der englischen Leidenschaft fluteten so heftig gegen sie, daß man nur warten konnte, ob General McClellan ihr Entsatz bringen werde. Das Jahr 1862 war eine dunkle Zeit in Henry Adams' Leben, und die Erziehung, die sie ihm angedeihen ließ, war meist von solcher Art, daß er sie gerne vergaß. Soweit er sehen konnte, gewann er keine Freunde. Er war kaum fähig, sich Feinde zuzuziehen. Doch gegen Ende des Jahres erhielt er von Monckton Milnes eine schmeichelhafte Einladung nach Fryston; es war eine der vielen Liebestaten, die er der Jugend erwies und die ihm Unsterblichkeit verschafften.

Milnes machte es sich zur Aufgabe, freundlich zu sein. Andere Leute hielten ihm die Art vor, wie er es tat, aber ahmten ihn nie nach. Natürlich war ein niedergeschlagener und entmutigter Privatsekretär außerordentlich dankbar und vergaß diese Freundlichkeit nie; doch hatte sein erster Besuch auf dem Lande für ihn besonderen Wert in erzieherischer Hinsicht. Gewöhnlich sind Besuche auf dem Lande einander recht ähnlich; aber Monckton Milnes ähnelte nie jemand anderem, und seine ländlichen Gesellschaften hatten den Zweck, verschiedenartige Leute zusammenzubringen. Fryston war eines jener Häuser, die niemand wegen ihrer natürlichen Schönheiten besuchte, und die Winternebel Yorkshires waren um so auffälliger, als die Gastgeberin ihretwegen nicht zu sehen war, so daß die ungewöhnlichen Gäste, die Milnes zusammenführte, um seinen Dezember zu beleben, nichts zu tun hatten, als einander in Erstaunen zu setzen, wenn es überhaupt etwas gab, das solche Menschen erstaunen konnte. Von den fünf war Adams allein geistlos; er allein trug zu dem Witz oder Humor nichts bei, es sei denn als Zuhörer; aber sie brauchten einen Zuhörer, und so war er nützlich. Von den anderen vier war Milnes der älteste und vielleicht der vernünftigste, trotz seiner äußerlichen Exzentrizitäten, denn die Vernünftigkeit Yorkshires entsprach ihrem eigenen Maßstab, wenn auch nicht dem anderer Konventionen; aber sogar Milnes überraschte einen jungen Amerikaner, in dem der Geist Bostons und Washingtons noch frisch war. Er wäre nicht überrascht gewesen von den viel trinkenden, dem Pferdesport ergebenden Leuten aus Yorkshire, von denen er in Büchern gelesen hatte; aber Milnes setzte eine Kenntnis der Gesellschaft und Literatur voraus, wenn man mit ihm Schritt halten wollte, die nur er selbst besaß. Er hatte Verbindung mit allem und jedem gesucht, was Europa zu bieten hatte. Er kannte alles von mehreren Gesichtswinkeln aus, besonders aber vom humoristischen.

Der nächste der Gruppe war gleichfalls vorgerückten Alters; ein ruhiger, manierlicher, außerordentlich angenehmer Gentleman der literarischen Gesellschaft. Als Milnes Adams zu seinem Zimmer geleitete, damit er sich zum Essen umkleide, blieb er einen Augenblick stehen, um ein Wort über diesen Gast zu sagen, den er Stirling aus Keir nannte. Seine Beschreibung schloß mit der Andeutung, daß Stirling nur in einem Punkte unduldsam sei, in seinem Haß auf Napoleon III. In diesem Punkte war Adams selbst empfindlich, was ihn zu dem Gedanken verleitete, wie schlecht der schottische Gentleman sein mochte. Der andere Gast war ein Mann von ungefähr dreißig, den Adams schon bei Lady Palmerston gesehen hatte. Er trug einen Arm in der Schlinge. Seine Ge-

stalt und seine Haltung waren sympathisch, fast rührend, von einem gewissen ernsten und edlen Reiz, mit einem angenehmen Lächeln und immer bereit, eine fesselnde Geschichte zu erzählen. Er hieß Laurence Oliphant und war gerade aus Japan zurückgekehrt, wo er bei einem Angriff von Fanatikern auf die britische Gesandtschaft verwundet worden war. Er schien ausnehmend vernünftig und paßte sehr gut in Landhäuser, wo jedermann seine Gesellschaft genießen und alle Frauen ihn anbeten würden.

Der vierte Gast war ein Junge oder sah wie einer aus, obgleich er in Wirklichkeit um ein Jahr älter war als Adams. Er ähnelte in seinem Wesen — und in dieser Hinsicht hatte er eine Generation später einen Nachfolger in einem anderen berühmten jungen Mann, Robert Louis Stevenson — einem tropischen Vogel mit einem hohen Schopf und langem Schnabel, mit raschen Bewegungen, mit hastigen Ausrufen und einem Gekreis von Humor, ganz unähnlich einer englischen Lerche oder Nachtigall. Man konnte ihn schwerlich einen hochroten Ara unter Eulen nennen, und doch wurde ihm kein gewöhnlicher Vergleich gerecht. Milnes führte ihn als Mr. Algernon Swinburne ein. Der Name sagte nichts. Milnes grub immer neue Münzen aus und suchte ihnen Geldeswert zu verschaffen. Er hatte Henry Adams ausgegraben, der wußte, daß er nichts taugte und keinen Geldeswert darstellte. Als Milnes einen Augenblick in Adams' Zimmer verweilte, um hinzuzufügen, daß Swinburne außerordentlich bedeutende Gedichte geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht habe, dachte Adams nur daran, was Milnes sonst noch entdecken und ob er vielleicht in einem Privatsekretär Verdienste finden würde. Er war dazu imstande.

Zur gegebenen Zeit setzte sich die Gruppe von fünf Männern mit den bei damenlosen Abendtafeln üblichen Klubmanieren zu Tisch: bequem und zugleich formell. Die Unterhaltung bestritt zuerst Oliphant, der seine dramatische Geschichte mit einfachen Worten erzählte, und dann wandte sich das Gespräch anderen Dingen zu, bis Milnes den Augenblick für gekommen erachtete, Swinburne in den Vordergrund zu stellen. Da endlich, wenn nie zuvor, erwarb Adams Bildung. Was er so lange gesucht hatte, hier fand er es; aber er war darum nicht klüger, nur noch erstaunter. Ausnahmsweise fühlte auch er sich ruhig, denn die anderen waren nicht weniger erstaunt als er, und ihr Staunen wuchs zusehends. Für den Rest des Abends stand Swinburne im Mittelpunkt der Gesellschaft; nach dem Essen wurde sein Monolog nur freier; denn im Jahre 1862 war das Rauchen verboten, auch wenn keine Damen im Hause waren, und die Gäste rauchten gewöhnlich in

den Ställen oder in der Küche. Aber Monckton Milnes war ein ungebundener Freigeist, der seinen Gästen in Adams' Schlafzimmer zu rauchen erlaubte, da dieser ein amerikanisch-deutscher Barbar war, der keine Lebensart hatte; und dort saßen oder lagen alle nach dem Essen bis spät in die Nacht und lauschten der Fülle Swineburnescher Worte. In seiner langen Erfahrung war Adams weder vorher noch später etwas Aehnliches begegnet. Zwar hatte er Berichte über die besten Gespräche seiner Zeit gehört und Berichte über die Sprecher in allen Zeiten gelesen, unter anderen über Voltaire, der dem Muster am nächsten zu kommen schien.

Daß Swinburne den drei Typen von Weltleuten vor ihm völlig neu war, daß er ihnen durchaus originell schien, ungeheuer exzentrisch, erstaunlich begabt und von einer Drolligkeit, die Lachkrämpfe erregte, konnte Adams sehen; aber was er darüber hinaus noch war, wagte selbst Milnes kaum zu sagen. Sein Gedächtnis und seine Kenntnis der klassischen, mittelalterlichen und modernen Literatur schien ihnen unglaublich, ebenso seine Fähigkeit, eine Sophokleische Tragödie oder ein Shakespearesches Drama oder Dante oder Villon oder Victor Hugo von Anfang bis zum Ende oder rückwärts vom Ende bis zum Anfang vorzutragen. Sie wußten nicht, was sie von seiner rhetorischen Rezitation seiner eigenen unveröffentlichten Balladen halten sollten, «Faustine», «Four Boards of the Coffin Lid», «Ballad of Burdens», die er vortrug, wie wenn sie Gesänge der «Ilias» wären. Es war sonderbar, daß sein empfänglichster Zuhörer der Verfasser von so niedlichen Gedichten wie «We wandered by the brookside» und «She seemed to those that saw them meet» war und sich nie die Mühe nahm, in einer anderen Tonart zu schreiben; aber Milnes schloß alles in seine Sympathien ein, auch Amerikaner wie den jungen Adams, dessen Maßstäbe die allerstarrsten waren, während Swinburne, obgleich Jahrmillionen von ihnen entfernt, sie durch seinen Humor noch mehr einte als durch seine Gedichte. Die Erzählung seines ersten Tages als Mitglied von Professor Stubbs' Haushalt war eine geistreiche Farce, die einem berufsmäßigen Lustspielschreiber alle Ehre gemacht hätte, wenn nicht eine Komödie hohen Ranges, von einem jungen Mann, der eine griechische Ode oder ein provenzalische Chanson so leicht schreiben konnte wie einen englischen Vierzeiler.

Als das Symposium spät in der Nacht aufgehoben wurde, wünschte Stirling aus Keir, ein Exemplar von «Queen Rosamund» mit sich in sein Zimmer zu nehmen, das einzige Buch, das Swinburne damals bereits veröffentlicht hatte und das auf dem Tisch in der Bibliothek lag, und Adams erklärte sich bereit, ihm mit

seiner einzigen Nachtkerze hinunterzuleuchten. Den ganzen Weg stieß Stirling Rufe der Bewunderung aus, bis er schließlich am Fuße der Treppe und auf dem Gipfel seiner Einbildungskraft einhielt und ausrief: «Er ist eine Kreuzung zwischen dem Teufel und dem Herzog von Argyll!»

Um die Vortrefflichkeit dieser Beschreibung wirklich zu ermes- sen, hätte ein verständiger Kritiker beide kennen müssen; aber Henry Adams kannte, persönlich wenigstens, nur einen von ihnen; doch verstand er, daß diese Aehnlichkeit für einen Schotten etwas ganz Gräßliches, Uebernatürliches bedeutete, das über die eng- lische Erfahrung hinausging, etwas, das die Franzosen *moyenâ- geux* oder mittelalterlich mit einer Neigung zum Grotesken nann- ten. Daß Stirling sowohl wie Milnes Swinburne als ein Wunder ansahen, beruhigte Adams sehr, der sein geistiges Gleichgewicht zuerst verlor, als er sich vorzustellen versuchte, Swinburne sei ein natürliches Produkt Oxfords, wie Semmeln und Schweinefleisch- pasteten die Produkte Londons, gleichzeitig Ursache und Wirkung von schlechter Verdauung. Die Idee, wirklich einem Genie be- gegnet zu sein, dämmert in einem Bostoner Geist nur langsam, aber er nimmt sie schließlich doch in sich auf.

Dann kam der traurige Rückschlag, nicht von seiten Swinburnes, dessen Genie nie angezweifelt wurde, sondern von seiten des Bostoner Geistes, der auch in seinen äußersten Aufschwüngen nie *moyenâgeux* war. Er fühlte den Schrecken Longfellows und Emers- ons, die Zweifel Lowells und den Humor Holmes' bei der Wal- purgisnacht des Swinburneschen Gesprächs. Was konnte ein junger und scheuer Privatsekretär damit anfangen? Vielleicht dachte Milnes in seiner Gutmütigkeit, daß Swinburne in Stirling oder Oliphant einen Freund finden würde; aber er konnte sich kaum vorgestellt haben, daß Henry Adams auf Swinburne auch nur den geringsten Eindruck machen würde. Adams konnte Alger- non Swinburne nicht mehr interessieren als Enckes Komet. Für Swinburne konnte er nicht mehr als ein Wurm sein. Die Begeg- nung mit einem Genie — das bedeutete ein Bildungserlebnis äußerster Art; denn man berührte da die Grenzen des mensch- lichen Geistes nach der einen Seite hin, aber man konnte nur empfangen, man hatte nichts zu geben, nichts auch nur anzu- bieten.

Swinburne prüfte ihn damals und dort mit einer seiner belieb- ten Prüfungen — Victor Hugo; die Probe mit Victor Hugo war für ihn der sicherste und lebendigste Maßstab. Die französische Poesie ist für Ausländer im besten Falle eine schwere Uebungs- aufgabe; sie setzt eine außerordentliche Kenntniss der Sprache und

ein überaus feines Ohr voraus, wenn man auch nur den Vortrag französischer Verse verstehen will; und wenn ein Dichter nicht beide Fähigkeiten besitzt, so fehlt seiner Dichtung etwas. Adams besaß keines von beiden. Bis an sein Lebensende hörte er einem französischen Vortrag nie mit Vergnügen zu, noch fühlte er etwas von Erhabenheit in französischen Gedichten. Aber er wollte seine Schwäche nicht eingestehen und versuchte, Swinburnes leidenschaftlicher Hartnäckigkeit zu entgehen, indem er eine Liebe für Alfred de Musset vorgab. Swinburne ließ dies keinesfalls gelten. Musset war nicht ebenbürtig, er hielt sich nicht hoch genug auf seinem Flügel.

Adams hätte eine oder zwei Welten dahingegeben, wenn er eine gehabt hätte, um sich auf der Höhe Mussets oder gar Hugos halten zu können; aber sowohl seine Bildung als auch sein Ohr waren fehlerhaft, und er unterlag. Swinburne prüfte ihn noch einmal mit Walter Savage Landor. In Wirklichkeit war es dieselbe Probe; denn Swinburne bewunderte an Landors Englisch die Vorzüge, die er an Hugos Französisch bewunderte, und Adams versagte wiederum, denn als er zur Verzweiflung getrieben wurde, mußte er zugeben, daß sowohl Hugo wie Landor ihn langweilten. Das war genug. Einer, der weder Hugo noch Landor schätzen konnte, war verloren.

Das Urteil war gerecht, und Adams legte nie Berufung dagegen ein. Er kannte seinen geringen Geschmack, so wie er seinen wenig entwickelten Geruchssinn kennen mochte. Aeußerst ärgerlich wegen der Stumpfheit seiner Sinne und Instinkte, wußte er, daß er keine Gesellschaft für Swinburne war; wahrscheinlich konnte er ihm nur eine Plage bedeuten. Noch so viele Jahrhunderte könnten ihn nicht zur Höhe Swinburnes kultivieren, sei es auch nur in der Würdigung technischer Vorzüge; doch dachte er öfters daran, ob er dem Dichter nicht etwas anbieten konnte, das seines Beifalls würdig wäre. Sicherlich war die sanfte Huldigung, die das amerikanische Insekt nur zu gerne dargebracht hätte, wenn es nur gewußt hätte wie, kaum eines Beifalls würdig. Nur in Frankreich ist die Haltung der Anbetung möglich, in England ist sie albern geworden. Sogar Monckton Milnes, der die Herrlichkeiten Hugos und Landors zu schätzen wußte, war bei der persönlichen Berührung mit ihnen fast ebenso hilflos wie ein amerikanischer Privatsekretär. Zehn Jahre später begegnete Adams ihm bei der Genfer Konferenz, frisch aus Paris und übersprudelnd von Entzücken über einen Besuch bei Hugo. «Man führte mich in einen großen Raum», sagte er, «in dem Frauen und Männer auf Stühlen an den Wänden saßen und Hugo an dem einen Ende thronte. Niemand

sprach. Endlich erhob Hugo feierlich seine Stimme und brachte die Worte hervor: ‚Quant à moi, je crois en Dieu!‘ Schweigen folgte. Dann antwortete eine Frau wie in tiefer Meditation: ‚Chose sublime! un Dieu qui croit en Dieu!‘»

Beim besten Willen konnte man so etwas in London nicht tun; die handelnden Personen hatten keinen dramatischen Instinkt. Und doch mangelte es einem Privatsekretär nicht ganz an solchem Instinkt. Sobald er nach London zurückkehrte, eilte er in die Buchhandlung Pickering, um ein Exemplar von «Queen Rosamund» zu kaufen; wenn Swinburne nicht gescherzt hatte, waren sieben Exemplare davon verkauft worden. Als die «Poems and Ballads» erschienen und großem Erfolg und Skandal begegneten, erwarb er von Moxon eines der ersten Exemplare. Wenn er überhaupt je gesündigt und gezweifelt hatte, bereute er nun alles und tat Buße vor «Atalanta in Calydon» und hätte Swinburne feierlich angebetet, wie Milnes' Frauen Hugo angebetet hatten, wenn es den Dichter erfreut hätte. Leider war dies zwecklos.

Die drei jungen Männer kehrten nach London zurück, und jeder ging seines Weges. Adams' Wunsch, Freunde zu erwerben, war ziemlich hoffnungslos; aber «die Londoner Saison», pflegte Milnes zu sagen, «ist die Zeit, Bekanntschaften zu schließen und Freunde zu verlieren». Es gab kein intimes Leben. Von Swinburne sah er nichts mehr, bis Monckton Milnes seine Gruppe von Frystoniern einlud, ihn beim Vorsitz eines Festessens zugunsten des «Autorenfonds» zu unterstützen, wo er sich neben Swinburne sitzen fand, der jetzt berühmt, aber ihm nicht näher war. Sie begegneten einander nie wieder. Oliphant begegnete er öfter; alle Welt kannte und liebte ihn, aber auch er verschwand auf bekannte Weise. Auch Stirling aus Keir verschwand nach ein oder zwei Versuchen aus Adams' Gesichtskreis, als er Sir William Stirling-Maxwell geworden war. Der einzige Bericht von Adams' wunderlichem Besuch in Fryston dürfte vielleicht in den Büchern des St.-James-Klubs zu finden sein; denn gleich darnach schlug Milnes ihn als Mitglied vor, und wenn seine Erinnerung ihn nicht trügt, wurde der Vorschlag von Tricoupi unterstützt und von Laurence Oliphant und Evelyn Ashley bestätigt. Diese Gruppe war etwas ungewöhnlich in ihrer Buntheit; aber im ganzen zeigte sie an, daß der Privatsekretär Fortschritte machte.